

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 3

Artikel: Meine Mutter
Autor: Rosegger, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus. Fest verankert im Denken und Fühlen ist er in seiner Alpenheimat.

Ein „Angefrenzigtsein an die Heimat“, nannte Rosegger selbst sein Heimatgefühl und meinte: „Ich vermisse, bei mir ist das Heimweh nichts anderes als die Liebe zur Vergangenheit, die ja so groß ist, daß ich die Vergangenheit mit allen ihren Leiden jederzeit wiederholen möchte. Ja, daß ich mir gar keinen anderen Himmel wünsche, als die Wiederholung meiner Vergangenheit...“

O du vertragtes, o du heiliges, o du geliebtes Heimweh, du bist mein Schicksal!“

Die Wiener Lehrerschaft richtete im Jahre 1913 folgende Glückwunschausgabe an Peter Rosegger:

„Hochverehrter Meister!

An der Schwelle des Patriarchenalters stehend, ist Ihnen das verklärte Glück zuteil geworden, daß die Nation, begeistert zu Ihnen empor schauend, Ihnen für das teure, heilige Gut dankt, das Sie mit Ihrem Lebensmarke Ihrem Volke geschenkt haben.“

In dem festlichen Reigen, der sich zu Ihrem 70. Geburtstage um Sie drängt, will auch die Wiener Lehrerschaft nicht fehlen. Zu tiefst hat sich der Sänger der unsterblichen „Geschichten des Waldschulmeisters“ in unsere Herzen eingeschrieben, und dieses hohe Lied vom Lehrerberuf wird fortlingen, solange es noch wahrhafte deutsche Lehrer gibt.

Möge es Ihnen, hochverehrter Meister, gegönnt sein, sich noch ungezählte Jahre dieses schönen, beseligenden Glückes zu erfreuen, auf ein reiches, großes Lebenswerk in stolzer Freude zurückzuschauen.“

Noch im Kriege erwies sich der kränkelnde Dichter als fruchtbarer Volkschriftsteller. Doch seine Tage waren gezählt.

Am 26. Juni 1918 starb Peter Rosegger in Krieglach, vor den Bergen seiner Waldheimat. Seit Jahren hatte er dort im eigenen Heim gelebt und geschaffen. Auf dem Friedhof zu Krieglach trägt ein einfaches Kreuz aus Värchenholz den Namen „Peter Rosegger“. Einige hohe Tannen verbergen die nahe Hochspannungsleitung, die durch die einst so einsame „Waldheimat“ führt.

Ein Freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu bekranzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taußen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

Peter Rosegger.

Meine Mutter.

Von Peter Rosegger.

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müssen, sang ich ihr ein heißes, ein fast wildes Schmerzenslied. Seither ist jeder Erinnerungstag sanfter geworden und friedlicher und fröhlicher, und heute ist sie mir keine Gestorbene mehr; sie lebt wieder in jener Gestalt, wie sie mich als Knaben über die beblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder gesungen, wie sie mich durch dämmernenden Fichtenwald hat geleitet und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmelschen, und auch von den Erdischen, die vor uns gewesen sind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines

Mannes, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelssteingebirges die gefällsten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztals in jenen Zeiten benötigt haben*). Und außer Kohlenbrenner ist ihr Vater — wie mir oft erzählt worden — auch Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen schwarzgedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister die Kinder nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Und die beiden

* Dieser Mann stammte aus dem Hause Beilbauer in St. Kathrein am Hauenstein, dessen noch heute lebendes Geschlecht sich ebenfalls Rosegger schreibt. — Ich lehne mich hier an mündliche Überlieferungen.

„schwarzen Künste“, die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zu ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem dunklen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie sich recht bald ihr Brot verdiene. Und als sie Heuen und Kornschneiden konnte, da konnte sie auch aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auch auf den Allitschhof, der in Krieglach-Alpel noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Rost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend, man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Bedürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal Übermenschliches verlangt worden sein mag.

Zu jener Zeit lebte in demselben Alpel ein junger Mensch, der nach des Vaters frühem Tode mit seiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtschaften hatte. Schon seit Jahrhunderten saßen seine Vorfahren auf demselben Hof, insgemein genannt „beim Kluppenegger“. Sie waren arbeitsam und strenge und hochgeachtet und haben zeitweise das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie sollen in der großen Haustube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieser junge Mensch trat eines Tages vor seine Mutter hin und sagte: „Mutter! Von der Kuhhaut ist Leder übriggeblieben. Jetzt wird es kalt, und das jüngere Dienstdirndl im Allitschhof geht barfuß. Soll ich ihm mit ein Paar Schuhe machen lassen?“

Die Mutter aber war ein strammes Weib,



Krieglach an der Mürz. Dorfstraße.

die antwortete: „Uh mein! Wieviel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerst dich du just um die Allitschhofer Dirn?“

„Sie müßt's ja nit wissen, von wem die Schuh' kommen,“ sagte er.

Da schaute sie ihm prüfend ins Gesicht, das er abwendete. Er hatte sich verraten.

„Wenn Leder da ist — meinewegen!“ sagte die Mutter. Eine Woche später hat die Maria im Allitschhof von fremder Hand ein Päcklein erhalten, darinnen ein Paar Winterschuhe.

Diese Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria ist Braut des Lorenz Rosegger*). Der Bursche war schon frü-

* Die Rosegger tauchen in jener Gegend der östlichen Steiermark schon um das Jahr 1290 auf. Für Ferneres siehe den Bericht: „Von meinen Vorfahren“ im Buche „Waldheimat“ I.

her mit einer Bauerntochter verlobt gewesen, die gar so gerne getanzt hat. Als es sich aber bei einem Holzknechtball im Alpsteigwirtshaus herausstellte, daß der Lorenz nicht ungarisch und nicht wäldisch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig steirisch, da hat sie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war's nicht ums „herumbären“ auf dem Tanzboden, sie tat lieber singen und wußte eine Menge manierlicher und lustiger „G'sanger“, die sie — so schüchtern sie sonst war — mit heller Stimme hinjauchte. — Also, diese zwei Leutchen haben im Jahre 1842 zusammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können. Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens!

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Bursche alles sieht, schaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die ist da, ist so selbstverständlich wie Tag und Nacht; man kümmert sich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt sie, man tröstet ihr in der gleichen Minute, man schreit sie an um den Milchbrei, man stürmt ins Freie zu wilden Spielgenossen, man ist störrisch und unfolgsam, man vergisst ihrer bei ausgelassenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten, ohne zu danken, man hängt mit ihr zusammen in grenzenloser Liebe, und weiß es nicht. Und diese grenzenlose Liebe, wie eng ist sie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es sich, daß nur in dieses einzigen Wesens Lichtkreis die Liebe gewesen, die Mutterliebe, die göttlich selbstlose, wie sie nirgends sonst auf Erden zu finden ist, und wie sie von allen Völkern der Erde gepriesen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter wohl zehnmal des Tages in beblümtem Tonschüsselchen mir die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenseite des Schüsselchens erinnern mich weit mehr als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trunk geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schö-

nen Blümlein sichtbar werden. — Dann kamen die Zeiten der Waldgänge, der Kirchgänge. Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein paar junge Ochsen gekostet haben, und war sie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in dessen dunklem Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzseidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein dran festhielt. Dann eine schwarze Samtjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Unter derselben ein großes kirschrotes Seidentuch mit weißen Fransen, das vorne über den Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, so was kann man nicht beschreiben, es wäre was für den Maler. Und über dem Haar, das an den Schläfen in zwei eingebogenen Strähnchen hervorlugte, die Goldhaube. Diese „Goldhaube“ bestand teils aus Drahtgeflecht, teils mit schwarzer Seide überzogener Pappe, und hatte die Form eines alten römischen Kriegshelms, nur daß rückwärts eine Seidenmasche war und daß der Helmsattel und die aus feinem Draht geflochtenen breiten Ohrenflappen mit vielen hundert runden blikgenden Goldscheibchen besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel „Unserer lieben Frau“ in Marizell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsche Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde, oder mich wehe der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh wehe, danach hat niemand gefragt. Rehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, daß auch sie in ihrer langsam bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und seltener sang die Mutter ihre

frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtschaftliche Misserfolge. Trotzdem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, solange sie hatte. „Wo werden wir denn hinkommen bei deiner Freigebigkeit?“ rief einmal der sparsamere Vater aus. „In den Himmel!“ antwortete sie. Das war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von den Werten der Welt abkehrte und religiösen Träumen hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie auf dem Acker Erdäpfel pflanzte, oder im Stalle die Kuh molk, oder am Herd die Suppe kochte, sang sie in ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leidenden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd, und wir Kinder saßen bei dem Vater am Tisch oder auf der Ofenbank und das Gesinde an den Wandbänken herum, und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesu und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

„Wenn mer nur schon drüben wären!“ sagte da einmal der alte Knecht Markus, „über dem tiefen Graben. Die schmal’ Brüder tu’ ich fürchten.“

„Tschapperl!“ entgegnete die Mutter, „hast ja Glander (Handhaben) auf beid’ Seiten.“

Sie meinten das Sterben und die „Glander“, das waren Jesus und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen harten Zeiten habe ich mir gemerkt. So sagte mein Vater in seiner langsamsten, sanftesten Weise: „Wenn dir wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!“ — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geschehen.“ — Oder: „Nit verzagt sein, Leut‘, ’s dauert ja nit lang auf der Welt.“ — Oder: „In Kreuz und Leiden sich schön in den Willen Gottes ergeben.“ — Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein.“

Und meine Mutter sagte einmal anlässlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern soll man zuhören, aber nit zuschauen.“ — Ein anderes Mal tat sie den Ausspruch: „Essen und reden nit z’viel; trinken und strafen nit z’gach; schlafen und beten nit z’lang.“

Frömmlicher war sie nicht. Doch deutet mir,

es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldlande davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!“ sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!“ — Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und unserem Herrgott vertrauen.

So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch so weit aufrecht hielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte sie sich auch anderen Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zufällige Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre in den Leichnächten Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von „Unserer lieben Frau“, oder daß sie was vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest“, sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet, voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Weg zum Himmel gerade diesen Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zu viel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungerner Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum mit ihrem Buben, der Geistlich werden wolle. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studien zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — ’s ist das ja schon zu oft erzählt worden — als der Bub’ siebzehn Jahre alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts zum Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und das Dreschen. Das war meiner

Mutter recht, da kam ich ja allsamstägig wieder nach Hause, und sie konnte mich in allem, wo es nottat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksbursche, sondern in die große Stadt, um ein Student zu werden, und doch nicht auf Geistlich zu studieren — da ist ihr Bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund wie in junger Zeit, ist oft in Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll heimlich tagelang geweint haben, als sie ihren Altesten so in die dunkle Ungewissenheit verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt euch Gott!“ da hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sauf gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „s Herz schwer machen,“ soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat's schon gar nit not; er geht eh hart fort.“

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: der Kluppenegger Peter zu Graz täte auf den Antichrist studieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts drauf gesagt als: „Derlogen ist's. So ist er nit!“

Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt, denn sie selber besaß keine ungefleckte mehr, hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken und hat sich auf den Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gefäumt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Wade war in guter Ordnung, das Bett mit weißem Linnen überzogen, und über dem Bette hing das Bildchen „Unserer lieben Frau“, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es, er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführte und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie ge-

faßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitäle lag zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — so wie noch ein zweites Mal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen, unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten, und von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu spüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie sie krank war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenommen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohlbekommen. Es ging nämlich in Uppel der Ruf um von einem Bauerndoctor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die weiten hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdocto — als wir endlich sein Haus erreichten — besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit gröhrender Stimme: „Ja, meine liebe Kluppeneggerin, du mußt sterb'n!“

Unser Kutschler hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Mußt nit du ah sterb'n? Na, du wirst a so hin, alt's Kamel, gottverflucht!“

Meine Mutter hat, solche Red' mißbilligend, frampfhaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen, als sie aufgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche darnieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Der Bauernhof war den Gläubigern verfallen. Die Meinen lebten im Altenleuthäusel kümmерlich dahin, aus steilem, steinigem Boden mit rastloser Mühe die nötige Nahrung grabend. Mein Vater hat noch viele Jahre gegraben, gelitten und gehofft — immer näher zu seinem Gott hin. Die Mutter erlebte es nur noch, daß eines Tages ein neues, gedruck-

tes Liederbüchlein ins Haus kam, das in ganz steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren

Sohn hoch über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.

Mein Ideal.

Ein schöneres Ideal hat noch niemand geträumt,
Als meine sehnde Seele es hegt,
Ich seh' ein Paradies auf Erden erstehn,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich sehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit stehn,
Ich seh' auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung, die Fahne des Friedens wehn.

Ich seh' nur die Waffe des Geistes gezückt
Zum Troze dem Mordblei, zum Troze dem Schwert;
Ich sehe das Eisen dem Baue des Felds,
Der fausenden Werkstatt zugekehrt.

Ich sehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Willkür, der Mode mehr.
Eine Priesterin, traun, der wärmenden Glut,
An der Liebe Altar, des Hauses Ehr'.

Ich seh' den Mann, besiegend das Tier,
Das lauernd in seinem Busen steht,
Ich seh' ihn aufrecht, gütig und stolz
Bewußt sich der göttlichen Majestät.

Ich ahne, ich seh' die herrliche Zeit,
Ich sehe zur Wahrheit die Schönheit sich reihn,
Die Völker in Liebe verschlingen und frei,
Ich sehe die Menschen — Menschen sein!

Peter Rosegger.

Mittagessen bei einem reichen Chinesen.

Von Peter Omm.

Eines Morgens — es war vor zwei Jahren in Tientsin — klopfte der Hotelboy an meine Tür und übergab mir ein schmales, langes, grünes, pergamentartiges Kuvert, auf dem mein Name stand. Es enthielt einen hauchdünnen Seidenbogen, auf dem in chinesischer und englischer Sprache stand: „Hsü-Chang-Mi sieht es für eine Ehre an, Ihnen schmeichelhaften Wunsch, einem echt chinesischen Mittagessen beizutragen, zu erfüllen und lädt Sie für den kommenden Wochentag, den der weiße Ratschluß Ihrer ehrenwürdigen Vorfahren als Freitag bezeichnet, in den stillen feierlichen Abendstunden acht bis neun zu einem Mahle in seinem Hause ein.“ Und in kleineren Schriftzügen standen darunter die Namen der Gäste, die außer mir eingeladen werden sollten, mit der Bitte, mitzuteilen, ob meinen Augen dies wohlgefällig sei. Ich gab dem Diener einige Zeilen mit, in denen ich mich bedankte und blumenreich und höflich versicherte, daß die Ehre und das Vergnügen durchaus auf meiner Seite lägen...

Am Freitag, kurz vor acht (weil es besonders fein ist, recht früh zu erscheinen) kam ich in Hsü-Chang-Mi's altes Haus, das äußerlich ziemlich europäisch aussah, innen jedoch vollkommen im alten chinesischen Stil gehalten war. Im Vor-

raum, der Diele, die mit Lampions, Seidenpapierfahnen (mit Namen, Titeln, Vorzügen und Verdiensten der Gäste beschriftet und bemalt) und bunten Bändern festlich geschmückt war, empfingen mich drei Diener, der älteste, gewissermaßen der Haushofmeister, verhüllte sein Gesicht für eine kleine Weile, damit meine Augen nicht von seinem Antlitz beleidigt würden. Ich sagte meinen Namen, er öffnete eine breite niedere Tür, schlug dreimal gegen einen Gong und rief in das Zimmer, in dem sich die bereits eingetroffenen Gäste befanden, meinen Namen mit allerlei merkwürdigen und schmeichelhaften Titeln und Ehrenbezeugungen. Ich betrat ein weiteres Vorzimmer, Hsü-Chang-Mi empfing mich; die Anwesenden, mit zwei Ausnahmen alles Chinesen, würdige und reiche Männer, begrüßten mich mit langen stummen Verbeugungen. Da ich der letzte Gast war, klatschte unser Gastgeber in die Hände, eine Tür öffnete sich nach einem kleinen Speisesaal, dessen Breitseite in einen kleinen, aber märchenhaft schönen Garten hinaufführte. Wir setzten uns an vierufige Tische. Ich saß an der linken, der Ehrenseite des Wirtes. Diener kamen und sammelten unsere Hüte ein und reichten kleine Käppis, die wir aufsetzten. Im Raum gab es keinen Teppich, an